Porównania 2 (38), 2025
DOI: 10.14746/por.2025.2.8

Christiane Hoffmann

Alles, was wir nicht erinnern. Polen, Deutsche und die Zäsur des 24. Februar ’22[1]

Als ich im August 2023 gefragt wurde, ob ich diesen Vortrag hier halten würde, war Polen, so scheint es mir heute in der Rückschau, ein anderes Land.

Es war die Zeit, als Freunde aus Warschau anriefen und sagten, dass sie daran dächten, auszuwandern und ihr Land zu verlassen, eine Zeit, als Freunde aus Polen nach Berlin kamen, um, wie sie sagten, einmal frei atmen zu können, Freunde, die fürchteten, dass Polen vor seiner letzten demokratischen Wahl stünde. Ich erinnere mich an Gespräche voller Sorge, ja Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit.

Als ich damals gefragt wurde, ob ich diesen Vortrag halten würde, habe ich sofort zugesagt. Ich habe mich mein Leben lang mal mehr und mal weniger mit Polen beschäftigt, in den letzten Jahren immer mehr, und ich erlebe das als ein großes Glück. Deshalb: Danke, dass ich hier sein darf.

Meine Geschichte mit Polen begann lange vor meiner Geburt, sie gründet tief in meiner Familiengeschichte, in der alle Wurzeln im Osten stecken. Meine Geschichte mit Polen kam mit der Muttermilch, mit den ererbten Traumata meiner Kriegskindereltern, zwei Flüchtlingskindern, die umgeben von

1 Der Artikel ist die aktualisierte Fassung des Festvortrags auf dem Kongress für Polenforschung in Dresden am 14.3.2024.

CC BY ND

Verdrängung und Andeutungen, nie die Chance hatten, zu verstehen, was mit ihnen geschehen war.

Meine Geschichte mit Polen spielt in meiner Kindheit, unter dem Küchentisch meiner Großmutter, wenn bei den Erwachsenen oben am Tisch die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat überhandnahm und sie begannen, von jenem Dorf unweit der Mündung der Glatzer Neiße in die Oder zu erzählen, aus dem meine Familie väterlicherseits stammte. Das Dorf hatte einen Namen wie aus dem Märchenbuch, es hieß Rosenthal, heute Różyna.

Meine Geschichte mit Polen wurde konkret, als wir 1978 zum ersten Mal nach Różyna fuhren, ich war damals elf Jahre alt und sehr aufgeregt, und ich erinnere mich an meine Enttäuschung, weil Różyna keinerlei Ähnlichkeit mit dem Märchenort jener Kindheitserzählungen oben am Küchentisch hatte.

Różyna war einfach ein ziemlich heruntergekommenes Bauerndorf im real existierenden Sozialismus der Siebzigerjahre. Außerdem gab es dort kein Tal und nicht einmal besonders viele Rosen.

Aber viel mehr als an die Enttäuschung erinnere ich mich daran, wie wir in Różyna empfangen wurden, auf dem ehemaligen Hof meiner Großeltern, von Jadwiga und Jan Piwiński, der etwas Deutsch konnte, von seinen Söhnen, die enttäuscht waren, weil wir keine Musikkassetten mitgebracht hatten, erinnere mich an die Großzügigkeit der Piwińskis, ihre offene Tür, an die komplizierten und gemischten Gefühle der Erwachsenen, an Beklemmung – auf beiden Seiten – und Dankbarkeit.

Und ich erinnere mich an das, was uns verband, die Piwińskis und die Hoffmanns, das gemeinsame Schicksal, das wir mit ihnen, die aus der Westukraine, den Kresy, vertrieben worden waren, teilten, Flucht und Vertreibung, Verlust und Fremdheit und die Sehnsucht nach einem anderen Ort. Ich erinnere mich daran, wie bereitwillig die Piwińskis diese Gemeinsamkeit herausstellten, obwohl sie zum Volk der Opfer gehörten und wir, die Besucher aus Westdeutschland, zum Volk der Täter, das all dieses Leid heraufbeschworen hatte.

Meine Geschichte mit Polen setzte sich fort im Studium, als ich zwei Jahre lang Polnisch lernte, es zumindest versuchte, meine zweite slawische Sprache. Neben Slawistik studierte ich osteuropäische Geschichte, beschäftigte mich mit den Kosaken und dem Hetmanat, mit Polen im 17. und 18. Jahrhundert.

Meine Geschichte mit Polen war immer da, obwohl ich mich viele Jahre lang zunächst nach Russland wandte, in die Ukraine, ins Baltikum und die anderen Nachfolgestaaten der Sowjetunion. Ich reiste dort überall herum, studierte in Leningrad, verbrachte viele Monate in Kiew, lebte und arbeitete mehrere Jahre als Journalistin in Moskau.

Ich nahm einen langen Umweg. Polen lag zwischen dem Deutschland meiner Herkunft und dem Osten, mit dem ich mich beschäftigte, wie ein großer, weißer Fleck. Ich kannte nichts außer Wrocław und Różyna. Polen lag da für später, aber das wusste ich damals noch nicht. Trotzdem hielt ich die Verbindung, fuhr immer wieder nach Różyna, einmal, im Mai 2005 mit meinem Vater und einem ganzen Bus voller alter Rosenthaler, ein anderes Mal, im Sommer 2017, mit meinen Eltern, meinem Mann und meinen Töchtern.

Aber erst nach dem Tod meines Vaters begann ich, mich wirklich mit Polen zu beschäftigen. Ich suchte mir im Internet eine Polnischlehrerin. Und sobald ich ein paar Sätze radebrechen konnte, fuhr ich wieder nach Różyna, dieses Mal allein. Jan Piwińskis Enkelin öffnete mir die Tür, so wie ihr Großvater es getan hätte, gab mir ein Zimmer, beantwortete meine Fragen, so gut sie konnte. Aber mir reichte das nicht. Und so machte ich mich ein halbes Jahr später, im Januar 2020 zu Fuß auf den Weg durch Niederschlesien von Różyna aus nach Westen. 75 Jahre nach der Flucht meines Vaters im Januar 1945 ging ich noch einmal denselben Weg, den Weg, den der Treck der Rosenthaler genommen hatte, 550 Kilometer.

Ich sprach mit den Menschen an meinem Weg, auf der Straße, in den Dorfläden und den Museen der Kleinstädte, an Küchentischen und in Bauernstuben. Ich wurde eingeladen zu Tee und Kuchen, Bier und Wodka und manchmal sogar einem Dach über dem Kopf für die Nacht, wenn es zu dunkel geworden war, um weiterzugehen.

Ich suchte die Spuren der Vergangenheit, der deutschen und der polnischen, und ich wollte verstehen, wie es heute zwischen Polen und Deutschen steht und welche Macht die Geschichte noch immer hat.

Ich sprach mit Alten und Jungen. Man begegnete mir offen, mit Neugier, manchmal zunächst auch Argwohn, aber der legte sich schnell, wenn ich sagte: Ich gehe den Weg meines Vaters. Sie fragten mich: Zu Fuß? Zu Fuß. Allein? Allein.

Die Frage: Warum? Hörte ich nie. Meinen Gesprächspartnern schien immer sofort einzuleuchten, warum die Vergangenheit auch in meiner Generation noch nicht vergangen war, dass sie weiterer Bearbeitung bedurfte, anderer Formen, und wenn das bedeutete, dass eine nicht mehr junge Frau mitten im Winter allein durch das westliche Polen lief. Man verstand, dass ich dabei war, die Vergangenheit buchstäblich im Gehen vergehen zu machen.

Ich sprach mit Jungen und Alten. Mit Alten, die sich nicht mehr erinnern konnten, und mit Alten, die ins Erzählen kamen. Mit Jungen, die nichts mehr von der Vergangenheit hören wollten, weil sie das Gefühl hatten, dass man ihnen damit die Zukunft zustellte, und mit Menschen, die begierig waren nach

einer Vergangenheit, die sie nicht erlebt hatten, nach der deutschen Geschichte ihrer Städte und Dörfer.

Ich verstand, dass die Vergangenheit nicht vergangen war, weil sie tief in den Biografien der Familien steckte. Ich verstand, dass es neben der offiziellen Historie, die Regierungen, Gesellschaften und die Geschichtswissenschaft erzählen, eine andere Geschichte gibt, die in den Erinnerungen und Erzählungen der Familien lebt. Sie unterscheidet sich oft stark von der offiziellen Geschichte, und beide haben Macht über die Gegenwart.

Mir begegnete die offizielle Geschichte in den Narrativen der staatlichen Propaganda. Dort gab es Kräfte, die die Vergangenheit nicht vergehen lassen wollten, nicht nur in Polen, sondern überall in der Region, vor allem in Russland. Die Geschichte wurde noch gebraucht, ja missbraucht zu politischen Zwecken, ihre Verletzungen und Verwerfungen. Sie wurde zum Schlachtfeld der Gegenwart gemacht, aufgeladen mit antipolnischen, antiukrainischen, antideutschen und antisemitischen Erzählungen.

Das, meine Damen und Herren, ist unverantwortlich: Wenn Geschichte nicht zum Ausgangspunkt von Versöhnung gemacht wird, so schwer das manchmal sein mag, sondern benutzt wird, um Hass und Feindschaft den Boden zu bereiten und Aggression zu rechtfertigen. Es ist gefährlich, sehr gefährlich, wie wir spätestens seit dem 24. Februar 2022 wissen.

Mein Buch erschien wenige Tage vor diesem 24. Februar 2022, an dem Wladimir Putin seinen Angriffskrieg gegen die gesamte Ukraine begann. Es fand sehr viele Leser, viel mehr als ich jemals erwartet hätte, ich erhielt Berge von Briefen, Mails, die meisten waren sehr emotional, oft unter Tränen geschrieben. Ich war vollkommen überwältigt, wie sehr der Krieg und seine Folgen mehr als 75 Jahre später die Menschen auch in meiner Generation, geboren mindestens zwei Jahrzehnte nach Kriegsende, noch immer beschäftigt. Damit hatte ich nicht gerechnet.

Aus Polen meldete sich Adam Krzemiński. Er sagte, er deute mein Buch als Zäsur: „Mit Ihrer Geschichte endet etwas. Sie erfüllen nicht mehr den Traum vom verlorenen deutschen Osten. Bei Ihnen und von jetzt an haben die Orte ein eigenes Leben."

Ich fühlte mich geehrt, und habe vielleicht nicht gleich verstanden, was er meinte, aber mit der Zeit sah ich, dass er recht hatte, je mehr Reaktionen ich erfuhr, auch aus Polen.

Adam Krzemiński sagte in unserem Gespräch noch etwas: „Das, was uns über drei Generationen verbunden hat", sagte er, „verschwindet langsam." Es gebe zwischen Deutschen und Polen heute so viel weniger gemeinsame Themen. „Die deutsche Frage in uns Polen ist nicht mehr so virulent und existentiell."

Was wollte er damit sagen? War das, platt gesagt, etwas Gutes oder etwas Schlechtes, wenn die deutsche Frage nicht mehr so virulent war? Sollte ich darüber erleichtert sein oder eher besorgt? Sprach Adam Krzemiński, der Doyen der deutsch-polnischen Beziehungen, von einer überfälligen Normalisierung oder von einer beunruhigenden Entfremdung?

Bei ihm klang es fast bedauernd, als befürchte er, dass mit der Prägung durch das furchtbare 20. Jahrhundert auch etwas Verbindendes zwischen Polen und Deutschen in den Tiefen der Geschichte verschwinden würde.

Ich glaube, diese Befürchtung ist unbegründet. Normalisierung heißt nicht Entfremdung. An die Stelle der alten Schicksalsgemeinschaft von Schuld und Leid, Opfer und Täter, Überfall, Besatzung und Heimatverlust tritt etwas Neues. Oder besser gesagt: Das Neue tritt nicht an die Stelle des Alten. Es kann ja nicht um einen Schlussstrich gehen. Aber eine neue Normalität zweier Gesellschaften in der Europäischen Gemeinschaft, der gemeinsamen wirtschaftlichen und geostrategischen Interessen, der Augenhöhe legt sich als neue Schicht über die alte schwierige Geschichte, ohne sie auszuradieren. Die Kräfte des Gestern werden weiterhin versuchen, die Geschichte für ihre politischen Zwecke zu instrumentalisieren. Gerade deshalb braucht es dieses neue Kapitel zwischen Polen und Deutschen: gegenseitiges Interesse, Normalität und Augenhöhe.

Zwei Schlüsselereignisse im Abstand von anderthalb Jahren stehen dafür.

Da ist zum einen der Beginn des russischen Angriffskrieges gegen die gesamte Ukraine, der 24. Februar 2022. Bundeskanzler Olaf Scholz hat diesen Angriff als Zeitenwende beschrieben, sie hat, neben vielem anderen, die strategischen Gewichte innerhalb Europas verschoben.

Der Schwerpunkt Europas ist nach Osten gerückt und Polen damit weiter ins Zentrum.

(Lassen Sie mich hier in Klammern sagen, dass Andrzej Stasiuk einer meiner absoluten Lieblingsautoren ist, seit mehr als zwanzig Jahren, und es fasziniert mich, wie die vollkommen abgelegene und periphere Landschaft, die er beschreibt, in den letzten Jahren ins Zentrum gerückt und, so muss man leider sagen, wieder zum Aufmarschgebiet geworden ist).

Der Schwerpunkt Europas ist wie gesagt nach Osten gerückt. Das hat im Grunde schon 1989 begonnen, aber erst jetzt ist es allen bewusst und für alle unübersehbar geworden. Wir erleben einen Sinneswandel, einen Wandel der Wahrnehmung in Europa.

Die Zeitenwende hat auch das deutsch-polnische Verhältnis verändert und ihm eine neue Dringlichkeit gegeben. Sie markiert zunächst einen Moment der Erkenntnis in Deutschland, des Verstehens. Der deutsche Blick nach Osten verändert sich, und wir werden uns unserer blinden Flecken bewusst. Seien wir

ehrlich: Deutschland ist vom 22. Februar 2024 überrascht worden, Polen sah sich an jenem schrecklichen Morgen in seinen schlimmen Erwartungen bestätigt. Das sollte nun eine größere Bereitschaft nach sich ziehen, sich auf die polnische Sichtweise einzulassen. Das ist, lassen Sie es mich klar sagen, überfällig.

In meinem Buch hatte ich noch geschrieben, dass die Deutschen mit dem Rücken nach Osten stehen, dass sie Polen nicht kennen, viel zu wenig über Polen wissen und sich – gemessen an seiner Nähe, Größe, Bedeutung, gemessen vor allem an der gemeinsamen Geschichte – viel zu wenig für Polen interessieren. Nun habe ich die Hoffnung, dass sich das ändern könnte.

Polen hat Europa nach dem 24. Februar mit zwei Qualitäten beeindruckt: mit Wehrhaftigkeit und mit Hilfsbereitschaft. Polen hat sich gegen die russische Aggression vom ersten Moment an wehrhaft und solidarisch in der militärischen Unterstützung der Ukraine gezeigt.

Und gegenüber den ukrainischen Geflüchteten war die polnische Gesellschaft selbstverständlich offen und hilfsbereit, und zwar ungeachtet aller historischen Verwerfungen, die es auch zwischen Polen und Polinnen, Ukrainern und Ukrainerinnen gibt. Leider sehen wir, dass auch hier aus politischen Motiven inzwischen Spannungen geschürt werden.

Die Zeitenwende, auch das ist schon zu erkennen, verändert auch den Blick auf die Vergangenheit. Die Versöhnung mit Polen ist Deutschland schwerer gefallen als mit Frankreich, das Übermaß der Schuld, die Überlagerung durch den Holocaust, den die Deutschen in Polen begangen hatten, der Eiserne Vorhang, der Polen und Westdeutsche nach dem Krieg trennte, all das machte Nähe und Verständigung schwieriger. Zudem stand Polen oft im Schatten des deutsch-russischen oder auch des deutsch-israelischen Verhältnisses. In unserem neuen gemeinsamen Kapitel wird auch das der Vergangenheit angehören.

Exemplarisch dafür steht für mich Martin Schulze-Wessels Buch „Der Fluch des Imperiums". Dort erzählt er die Geschichte dieser Region nicht aus russischer oder deutscher Perspektive, sondern er rückt die Ukraine und Polen in den Mittelpunkt und ermöglicht so eine ganz andere Sichtweise und historische Einordnung.

Ich bin überzeugt: Wir werden die Geschichte von jetzt an anders erzählen, wir werden uns in Zukunft anders erinnern. All dies gibt auch der Polenforschung eine neue Bedeutung und Dringlichkeit, hier liegen weite Forschungsfelder mit gesellschaftlicher und politischer Relevanz.

Das zweite Schlüsselereignis ist die polnische Wahl vom Oktober 2023.

Die Entscheidung einer Mehrheit in Polen für einen proeuropäischen Weg, für die Wiederherstellung der Rechtsstaatlichkeit und die Verteidigung der Demokratie. Bei allen Schwierigkeiten, die ich hier nicht kleinreden will,

bedeutete diese Wahl die Rückkehr Polens nach Europa, seine klare Selbstverortung in Europa, als europäischer Akteur, als selbstbewusste und engagierte polnische Stimme in Europa. Auf der politischen Ebene ist die Wiederbelebung des Weimarer Dreiecks dafür nur das sichtbarste Zeichen. Die Wahl vom Oktober 2023 hat die Grundlage dafür gelegt, dass Polen endlich die Rolle spielt, die seiner strategischen und ökonomischen Bedeutung in Europa entspricht.

Und diese Wahl strahlt weit über Polen hinaus. Ich habe in meinem Studium und vor kurzem noch einmal von meiner Polnischlehrerin gelernt, dass Polen sich gerne als Retter Europas sieht, als Bollwerk gegen die Gefahren, die Europa bedrohen, das ist Teil des historischen Selbstverständnisses. Da ist 1683, die Türken vor Wien und das Entsatzheer unter Jan Sobieski. Da ist 1917, der Bürgerkrieg nach der Revolution in der entstehenden Sowjetunion, die Abwehr einer Ausbreitung des Bolschewismus, und da ist 1989, die Befreiung vom Kommunismus, die zuerst von der polnischen Solidarnosc ihren Ausgang nahm. Natürlich ist dieses heroische Narrativ problematisch und umstritten, ich will es mir hier auch gar nicht zu eigen machen. Aber trotzdem bin ich versucht, diesen Daten ein weiteres hinzuzufügen: Mit der Wahl vom vergangenen Oktober hat Polen sich als Bollwerk von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit gezeigt und ist damit zur Hoffnung für viele in Europa geworden.

Mit der Rückkehr Polens nach Europa hat es auch den Blick auf die gemeinsame Geschichte befreit, sie wird nun nicht mehr für eine antideutsche Erzählung instrumentalisiert.

Auf meinem Weg durch Polen ist mir oft die Forderung nach Respekt und Augenhöhe begegnet. Menschen äußerten sich kritisch und abfällig gegenüber der Europäischen Union, und wenn ich erwiderte, wie sehr Polen von der EU profitiert, wie beeindruckend es sich entwickelt habe seit dem Beitritt, hieß es, das sei ja schön und gut, aber Polen fühle sich in Europa nicht genügend respektiert, nicht auf Augenhöhe angesehen. Besonders von Deutschland.

Ich war dann immer hin und her gerissen, hatte einerseits Verständnis für diese Sicht, für gewisse Empfindlichkeiten, dafür, dass die Deutschen, wie meine Polnischlehrerin einmal sagte, zu wenig demütig aufträten, und generell mit zu geringem Interesse. Andererseits schien mir, dass mit der Forderung nach Augenhöhe eine Zurücksetzung geradezu kultiviert wurde, die für Polen gar nicht angemessen war. Hier wurden, so schien mir, Vorwände gesucht, Ressentiments geschürt. Polen hatte das doch gar nicht nötig!

Und immer weniger. Heute schauen nicht wenige Deutsche anerkennend, ja mit Bewunderung nach Polen. Wenn wir heute in der deutschen Politik darüber diskutieren, wie wir die Demokratie stärken und wehrhaft machen können, sage ich meinen Gesprächspartnern oft: Schaut nach Polen. Und immer

häufiger erlebe ich, dass wir uns in der deutschen Politik fragen, was wir, was Deutschland von der polnischen Erfahrung lernen kann. Ich bin überzeugt: Von Augenhöhe sollte in Zukunft nicht mehr die Rede sein, das ist der Diskurs von gestern. Die Erzählungen von Täter und Opfer, Vorherrschaft und Dominanz gehören der Erinnerung an, dort ist ihr Platz, dort müssen sie auch stattfinden, aber sie werden nicht mehr die Zukunft bestimmen. Polen hat sich selbst befreit. Wenn die Opfererzählung der Vergangenheit angehört, werden auch wir Deutsche aus der ewigen Täterschaft entlassen zu einem selbstverständlichen Wir: Wir, Polen und Deutsche in Europa.

Ich war mit meinem Buch zu Veranstaltungen in Polen eingeladen: in Wrocław, Warschau, Gdańsk und Opole. Inzwischen ist es auch auf Polnisch erschienen, es gab Autorentreffen, wie die Lesungen auf Polnisch heißen, wiederum in Wrocław und Warschau, aber auch in Poznań, Lublin, Kraków und Jelenia Góra. Und es geht weiter. Ich bin damit Teil des Erzählens der nachfolgenden Generationen, von Polinnen, Polen und Deutschen über diese Region und ihre Geschichte geworden.

In Berlin durfte ich die deutsche Ausgabe von Karolina Kuszyks Buch: „Poniemieckie/In den Häusern der anderen" vorstellen. Als ich es las, war ich ganz beglückt, es enthielt so viele Antworten auf meine Fragen, es war wie ein Spiegel meines Buches, unsere beiden Erzählungen schienen erst zusammen rund, sie ergänzen sich zu einem Ganzen. Nun werden wir gemeinsam zu Lesungen eingeladen.

In Berlin durfte ich auch eine Lesung und Diskussion zusammen mit Jarosław Kurski abhalten, dem langjährigen stellvertretenden Chefredakteur der Gazeta Wyborcza. Er las aus seinem Buch „Dziady i Dybuki", in dem er sich – so wie ich und doch ganz anders – auf die Suche nach der verschütteten und tabuisierten Geschichte seiner Familie macht.

Das ist auch Teil des Neuen: dass wir unsere Geschichten jetzt gemeinsam erzählen, die Perspektiven sich ergänzen, in der Geschichtsschreibung und in der Literatur, wo die Ambivalenzen, das Schwierige und Uneindeutige Raum haben. Als ich im Dezember 2023 den „Karkonoska Nagroda Literacka", den Riesengebirgspreis für Literatur erhielt, habe ich diese Verbindung und innere Verwandtschaft empfunden mit Joanna Bator, die ich dort kennenlernen durfte, mit Szczepan Twardoch, Olga Tokarczuk, Katja Petrowskaja und vielen anderen.

Ich bin zuletzt Anfang 2024 in Różyna gewesen, zusammen mit einem Dramaturgen aus Warschau und dem Regisseur, einem Bühnenbildner und einem Videokünstler vom Thalia Theater in Hamburg, die aus meinem Buch ein Theaterstück machen wollten. Sie ließen eine Drohne über Różyna kreisen, machten Videoaufnahmen und scannten den dicken Grabstein mit dem Namen

„Hoffmann“ und ein altes – poniemieckie – Küchenbüffet in einem Schuppen, um sie virtuell in Hamburg auf die Bühne zu bringen. Die Enkelin von Jan Piwiński bewirtete uns mit Pieroggen und briet Schnitzel in der Pfanne auf dem Herd meiner Urgroßmutter. Als die Drohne abstürzte, schrieb sie es in den Dorfchat, damit die Drohne nicht aus Versehen untergepflügt wurde. Ich saß auf einer alten Bank hinter dem Haus, schaute auf die Felder und wünschte, mein Vater hätte das alles sehen können.

Inzwischen hatte das Theaterstück in Hamburg Premiere. Auf der Bühne wurde Deutsch und Polnisch gesprochen, wurden die Geschichten von Deutschen und Polen erzählt. Ein Theater in Poznań interessiert sich für die Inszenierung, der polnische Dramaturg schlug ein Gastspiel in Oppeln vor. Wir werden unsere Geschichten weitererzählen, selbstverständlich, gemeinsam und in die Zukunft hinein.

9. Jan 2025